

LÄNDER, MEERE UND GESTIRNE

TRISTAN DA CUNHA

AUS DEM REISE- UND FORSCHUNGSBERICHT

von ERLING CHRISTOPHERSEN



Tristan da Cunha liegt, wohl als einsamste bewohnte Insel im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans, ungefähr auf halbem Wege zwischen Kapstadt und Rio de Janeiro.

V O L K U N D W I S S E N
VERLAGS GMBH · BERLIN / LEIPZIG

DIESE SCHRIFT GEHÖRT



TRISTAN DA CUNHA

AUS DEM REISE- UND FORSCHUNGSBERICHT

von Erling Christophersen

Titelbild und Textillustrationen von F. P. von Zglinicki

VOLK UND WISSEN SAMMELBÜCHEREI
DICHTUNG UND WAHRHEIT SERIE G · BAND 4



V O L K U N D W I S S E N
VERLAGS GMBH · BERLIN/LEIPZIG

In den Wörterklärungen am
Schluß dieser Schrift sind in
alphabetischer Reihenfolge
alle Wörter enthalten, die
der Erklärung bedürfen

Der Nachdruck der nachfolgenden fünf Kapitel erfolgte aus dem Buch „Tristan da
Cunha“ von Erling Christoffersen mit freundlicher Genehmigung des Verlages

Erste Auflage 1946

Alle Rechte vorbehalten

Diese Schrift wurde von der VOLK UND WISSEN „Druckerei Norden GmbH“, Berlin
aus Futura-Letttern gesetzt
und von der Firma Bonness & Hachfeld, Potsdam, gedruckt
Bestellnummer 12032 G 19102

Zwischen Amerika auf der einen Seite und dem Festland Europas und Afrikas auf der anderen zieht sich in weiter Entfernung von einander durch die ganze Länge des atlantischen Ozeans eine Reihe kleiner Inselgruppen hin. Die meisten davon sind vulkanischen Ursprungs. Es sind also teilweise erloschene feuerspeiende Berge, die steil aus großer Meerestiefe heraufwachsen und über dem Wasser nur kleine felsige Inseln bilden.

Zur Zeit der Segelschiffahrt waren diese Inselgruppen wichtige Verkehrspunkte. Sie boten den Seefahrern bei der Überquerung des atlantischen Ozeans Gelegenheit, ihre Vorräte an Trinkwasser zu ergänzen. Auch frisches Gemüse, frisches Fleisch und Fische tauschten sie bei den Inselbewohnern gegen Tabak, Branntwein, Stoffe und andere nützliche Dinge ein.

Während die nördlich des Äquators gelegenen Inselgruppen der Azoren, der Kanarischen und der Kapverdischen Inseln mit ihrem milden Klima und ihrer Fruchtbarkeit dicht bevölkert sind, blieben die Inselgruppen des südlichen Atlantik wenig bewohnt. Zwischen der Westküste Südafrikas und Südamerika gab es nur geringen Schiffsverkehr. Walfischfänger und Robbenjäger benutzten die südlichen Inseln als Stützpunkte.

Eine dieser Inselgruppen führt nach ihrer Hauptinsel den Namen „Tristan da Cunha“. Sie liegt etwa in der Mitte zwischen dem Kap der Guten Hoffnung in Afrika und der Stadt Buenos Aires in Südamerika. Außer der Hauptinsel besteht sie noch aus den Inseln Inaccessible (französisch, die Unzugängliche), ferner noch Stoltenhoff Middle (englisch, die Mittlere) und Nightingale (englisch, Nachtigall).

Bewohnt ist nur die größte, Tristan da Cunha. Sie verdankt ihren Namen dem portugiesischen Admiral Tristan da Cunha, der sie im Jahre 1506 entdeckte. Dann scheint sie in Vergessenheit geraten zu sein. Denn im

Jahre 1643 wurde sie zum zweitenmal von Holländern entdeckt. Es folgten 1767 die Franzosen und ein Vierteljahrhundert später die Mannschaft eines amerikanischen Seehundfängers. Im Jahre 1816 nahm die englische Regierung die Insel formell in Besitz und schickte eine Garnison von fünfzig Europäern und fünfzig Hottentottennegern auf die Insel. Diese hundert Soldaten sollten verhindern, daß französische Schiffe die Insel als Stützpunkt für die Befreiung Napoleons benutztten. Der französische Kaiser war 1815 nach seiner Niederlage von den Siegermächten nach St. Helena verbannt worden. St. Helena ist die nächstliegende in der Reihe dieser atlantischen Inselkette.

Als Napoleon im Jahre 1821 starb, wurde die Besatzung nach Kapstadt zurückgezogen und die Insel wäre weiterhin unbewohnt geblieben. Ein Mann der Besatzung aber, ein Schotte, bat um die Erlaubnis, auf der Insel bleiben zu dürfen. Er ließ seine Frau nachkommen. Zu diesem Ehepaar und seinen sechzehn Kindern siedelten sich dann noch mehr Menschen an. Man bat den Kapitän eines Walfangschiffes, von der Insel St. Helena für die Siedler Frauen mitzubringen. Dieses „Frauenschiff“ traf auch wirklich ein und so entstand ein buntes Gemisch aller möglichen Rassen, die auf dieser Insel zu einem friedlichen und verträglichen Völkchen zusammenwuchsen.

In den letzten Jahrzehnten hat der Walfischfang in den südlichen Eismeeran einen starken Aufschwung genommen. Die Flotten der Walfischjäger berühren auf ihrem Weg dahin auch die Insel Tristan da Cunha. Eine ständige Funkstation, die wohl hauptsächlich dem Verkehr mit den Walfangflotten dient, wurde hier errichtet.

Vor einigen Jahren unternahm eine Gesellschaft vorwiegend norwegischer Wissenschaftler eine Forschungsreise zu dieser Inselgruppe. Jeder der wissenschaftlichen Spezialisten dieser Expedition, ein Arzt, ein Geologe, Meteorologe, Zoologe, schrieb einen Bericht über sein Fachgebiet. Erling Christophersen faßte diese Forschungs- und Reisebeschreibungen in dem schönen Buch „Tristan da Cunha, die einsamste Insel der Welt“ zusammen. Einige der besten Kapitel dieses Buches bringt diese Schrift.

DIE LANDUNG

Sechs Tage rekeln wir uns in der Sonne des südlichen Sommers. Wir liegen genau mit westlichem Kurs ungefähr auf dem 35. Breitengrad, obwohl ein etwas südlicherer Kurs etwas kürzer gewesen wäre. Kein Seemann sucht sich die „stürmischen Vierziger“ aus, wenn er sie irgend meiden kann. Aber der Dünung, die sich dort aus dem Süden heranwälzte, entgingen wir nicht. Vielleicht stammte sie weiter, aus den „wütigen Fünfzigern“ oder aus den „brüllenden Sechzigern“. Auf jeden Fall wiegten sie uns während der ganzen Reise, und es war nicht gerade ein sehr sanftes, müterliches Wiegen. Lang und tief kamen sie aus Südwesten herangerollt, legten uns auf die Seite über und ließen uns von ihren Kämmen wieder auf die andere Seite zurücksinken.

Diese Breitengrade sind ein einsames Fahrwasser, da Südafrika und Südamerika nicht viel Waren miteinander auszutauschen haben. Aber südlich von uns mußte jetzt ein ziemlich bewegtes Leben eingesetzt haben: der Walfang hatte begonnen.

Im übrigen war der große wandernde Albatros die ganze Zeit über unser unermüdlicher und treuer Begleiter. Es gibt wohl keinen besseren Segelflieger als ihn. Stundenlang kann man ihm zusehen, wie er so dicht über die Wellen hinschießt, daß die Spitzen seiner Schwingen die See streifen, wie er sich auf die Seite wirft und mit steilgestellten Schwingen einen eleganten Bogen ausfliegt, so daß sein schneeweißer Leib in der Sonne leuchtet. Fast auf den Wasserspiegel hinunter, auf dem der Wind nicht so stark ist, daß er etwas an Geschwindigkeit verliert, dann hinauf in den Wind, und wieder hinunter... Selten oder nie sieht man ihn einen Schlag mit den Flügeln ausführen.

Am siebten Tage zog ein Unwetter auf, ein nebliges Wetter, da hier die Warmluft aus Norden mit der Eisluft des Südens zusammenstieß. Es war der einzige Wind, der eine Landung auf Tristan unmöglich machte, da die

Landungsplätze im Norden der Insel liegen und der offenen See ausgesetzt sind. Unsere Hoffnungen sanken auf den Nullpunkt. Bis zu diesem Tage hatten wir gewartet, um unsere Sachen für die Landung klarzumachen. Aber die Seen brachen sich über dem Schiff, und die Luken mußten geschlossen gehalten werden. Kaum die Hälfte unseres Holz- und Baumaterials konnten wir zu Flößen zusammenbauen, und mit Mühe und Not schafften wir unsere ausgetrockneten Boote an Deck, um sie mit Wasser zu füllen. Dann banden wir noch einige unserer Schwerölfässer zusammen, immer zwei volle mit einem leeren.

Der Nordwind blies noch recht frisch, als wir am nächsten Tag im Morgengrauen aufstanden und nach der Insel Ausschau hielten. Aber er hatte sich doch etwas beruhigt, und nun umlagerte uns dichter Nebel. Um acht Uhr meinte der Kapitän, nun lägen wir dicht vor der Siedlung. Aber wir entdeckten kein Anzeichen von Land, obwohl die steilen Felswände der Insel fast über uns hängen mußten. Es wurde immer spannender. Der Kapitän verstand sich jedoch auf die edle Kunst der Navigation, denn plötzlich entdeckten wir am Nebelhorizont einen dunklen Schatten. Bald sahen wir die Brandung gegen den Strand schäumen, dann entdeckten wir Herald Point, und nach und nach konnten wir auch die Häuser an Land unterscheiden.

Wir waren am Ziel.

Dreimal gaben wir mit der Sirene Signal und spähten nach einer Antwort. Endlich hörten wir von der Brücke den Ruf: die Boote kommen! Und dort im Nebel entdeckten wir sie, drei kleine Punkte, die bald in den Wellentälern verschwanden, bald wieder auf den Kämmen tanzten. Die Leute ruderten hart. Sie waren sicher genau so gespannt wie wir, denn sie erleben es nicht jedes Jahr, daß ein Schiff draußen liegt, nach ihnen tutet und sie herauslockt. Im allgemeinen sind sie froh, auf Rufweite heranzukommen, ehe das Schiff vorbeigefahren ist.

Es war ein aufregender Augenblick für uns, als wir endlich die Menschen erblickten, um derentwillen wir diese lange Reise angetreten hatten. Wir hatten soviel über sie gelesen, daß wir sie schon zu kennen meinten. Ja, als sie an Bord kamen, war es fast, als trafen wir nach langer, langer Trennung alte Bekannte wieder. Es gab Helle und Dunkle unter ihnen; im Grunde verrieten nur sehr wenige eine nähere Verwandtschaft mit ihren farbigen Urgroßmüttern. Die meisten von ihnen sahen ziemlich europäisch aus. Es waren freundliche Gesichter mit regelmäßigen Zügen, die von Verwunderung und aufgeweckter Erwartung sprachen. Ihre Tracht war recht bunt, aber es bestand kein Zweifel darüber, wo sie ihre Kleidung herbezogen. Die einen trugen Offiziersjacken mit blanken Messingknöpfen und Offiziersmützen, die anderen hatten Seemannsblusen oder Overalls. Bisweilen verrieten die Knöpfe der Overalls, daß sie aus Norwegen stammten: „RÜSTFRI“ stand auf ihnen. Augenblicklich gehören nämlich die norwegischen Walfänger zu den sichersten Gästen auf Tristan. Aber alle trugen dicke, weiße Strümpfe, die



Lage der Inselgruppe Tristan da Cunha im Süd-Atlantik

aus der Wolle der Insel gesponnen und gestrickt waren, und selbstverfertigte Mokassins aus ungegerbter Ochsenhaut.

„The Chief“ William Repetto kam als erster an Bord, ein ansehnlicher, starker Bursche wie die meisten dieser Männer. Aber er unterschied sich doch ein wenig von den andern; denn er trug einen Kragen, einen Schlipps und schwarze, blankgeputzte Schuhe. Sein Vater war ein italienischer Seemann gewesen, der vor Tristan Schiffbruch erlitten und sich dann hier niedergelassen hatte. Aber der war nun schon lange tot. Ein früherer Missionar hatte William zum Führer und zu seinem Stellvertreter ernannt, im täglichen Leben jedoch hatte er nicht mehr Autorität als irgendein anderer. Nur an Bord der fremden Schiffe hatte er eine große Aufgabe zu erfüllen. Man hatte uns viel von dem Durcheinander erzählt, das früher unter den Leuten von Tristan an Bord zu herrschen pflegte; da war niemand, der sie als Gesamtheit hätte repräsentieren können. Hier war ein Wortführer nötig, alle sahen es ein und ordneten sich ihm unter.

Der Pfarrer begrüßte den „Chief“; sie küßten einander, wie es auf der Insel Brauch ist. Dann gaben wir ihnen die nötigen Anweisungen, und damit begann ein mühsamer, aber erinnerungsreicher Tag. Zuerst ging der Pfarrer mit seiner ganzen Menagerie an Land. Ihm folgten unsere zwei Tristaniten. William Rogers, der fast blind war, freute sich offenbar gewaltig auf Frau und Kinder. Bevor er an Land ging, unternahm er eine sehr lange und sorgfältige Körperpflege; er rasierte sich, kämmte sein Haar mit Wasser und schloß das ganze Unternehmen damit ab, daß er auf ein Stück Seife spuckte und sein Gesicht einrieb. Ob es eine besondere Art der Reinlichkeit war, oder ob er das nur tat, um gut zu riechen, läßt sich so leicht nicht entscheiden.

Nun mußten unsere eigenen 100 Tonnen an Land geschafft werden, und das war nicht so ganz einfach. Aber die Tristaniten stellten sich sofort zur Verfügung. Wir hatten stets gehört, daß sie freundliche und friedliche Menschen seien; eine ausgesprochen feindliche Haltung hatten wir also nicht von ihnen erwartet. Aber diese überströmende Freundlichkeit, dieser Diensteifer und Opferwillen, mit dem sie uns empfingen, übertraf alle unsere Erwartungen. Niemand hatte ihnen erzählt, was wir wollten, warum wir überhaupt kämen, und sie fragten auch nicht danach. Sie wußten nur, daß wir unsere Sachen so rasch wie möglich an Land gebracht haben wollten und daß wir ihre Hilfe brauchten. Die Hilfe bekamen wir. Zwei Tage lang ruderten sie ununterbrochen zwischen Schiff und Land hin und her. Sie nahmen die Kisten in Empfang, die vom Schiff aus mit Tauen hinaufgezogen wurden, stapelten sie behutsam am Strande auf und fanden nicht einmal Zeit, zum Essen nach Hause zu gehen — nein, das Essen brachten ihnen die Frauen an den Strand. Die „Anatolia“ hielt sich klar von der Küste; sie hatten also ein weites Stück zu rudern. Glücklicherweise beruhigte sich das Wetter nach und nach, dafür aber begann es Bindfäden zu regnen, und dabei blieb es auch. Aber die Tristaniten verloren die gute Laune nicht; sie ließen nicht

locker, obwohl ihnen niemand ein Entgelt versprochen hatte. Sie waren wirklich gute Arbeiter, und wir waren uns bald darüber klar, daß wir es mit Leuten zu tun hatten, die sich auf ihr Handwerk zur See verstanden.

Dasselbe ließ sich leider nicht von der chinesischen Mannschaft der „Anatolia“ sagen. Das waren solche Tolpatsche, daß wir ihnen einfach die Verladetaue aus den Händen reißen mußten — natürlich erst, nachdem sie zwei Kisten ins Meer versenkten und eine krachend in ein selbstgebautes Segeltuchboot der Tristaniten hatten fallen lassen. Glücklicherweise landete sie auf einer anderen Kiste, so daß — abgesehen davon, daß die beiden Kisten zertrümmert wurden — weiter kein Unglück geschah.

Nun wurden die Benzin- und Petroleumfässer, die wir zusammengebunden hatten, ins Meer hinabgelassen. Es war natürlich so gedacht, daß der Wind sie an Land treiben sollte. Aber die Strömung war stärker als der Wind, so daß sie nun ganz gegen unsere Absicht aufs offene Meer hinaustrieben. Einige von ihnen wurden gleich von den Tristaniten geborgen, aber ein Floß entging ihnen, und bei einem solchen Wind und in einer solchen See ihnen nachzurudern, war ganz unmöglich. Plötzlich wurde Henriksen von einer Panik erfaßt: wenn nun in einem der Fässer Petroleum war! Wir hatten nur zwei Fässer Petroleum, und ohne Petroleum konnte Henriksen keine Bakterien züchten, falls er welche fand. Eine schnelle Untersuchung zeigte aber, daß sich möglicherweise beide Petroleumfässer auf dem Floß befanden, das da mit unglaublicher Fahrt aufs Meer hinaustrieb. Henriksen drohte, nach Hause zu fahren, wenn wir sie nicht zurückholten. Unsere einzige Rettung lag in den Außenbordmotoren. Aber zuerst mußten wir sie finden, auspacken und auf unsere kleinen Boote montieren, und in der Zwischenzeit trieben die Fässer davon. Sie waren schon längst außer Sicht, als endlich Skjelten und Eggesvik in einer Nußschale von einem Boot zu einer mehrstündigen Fahrt über das offene Meer bereit waren. Zum Glück für Henriksen und die Bakterien auf Tristan erwischten sie die Fässer. Im übrigen war Skjelten bald Schlimmerem ausgesetzt.

Als der Regen kam, lichtete sich der Nebel. Von der Bühne, auf der wir die nächsten drei bis vier Monate zubringen sollten, hob sich der Vorhang: eine wilde Landschaft steiler Felswände und tiefer Schluchten, davor aber — zwischen ihnen und der brüllenden Brandung — breitete sich ein schöner flacher Hang, ein gemütliches kleines Dorf mit grasbedekten Steinhäusern, die von kleinen Gärten umgeben waren.

In der ersten Nacht wurden die Mitglieder der Expedition getrennt. Bis wir unser eigenes Haus aufgebaut hätten, wurde uns der kombinierte Schul- und Tanzsaal der Siedlung überlassen, ein großes langes Haus neben der Kirche. Hier richtete sich ein Teil der Expedition häuslich ein, während der andere noch an Bord blieb.

Aber bevor das in Ordnung kam, geriet Skjelten wieder in ein Abenteuer, und dieses Mal wurde es ernst. Er und drei andere hatten sich noch spät in

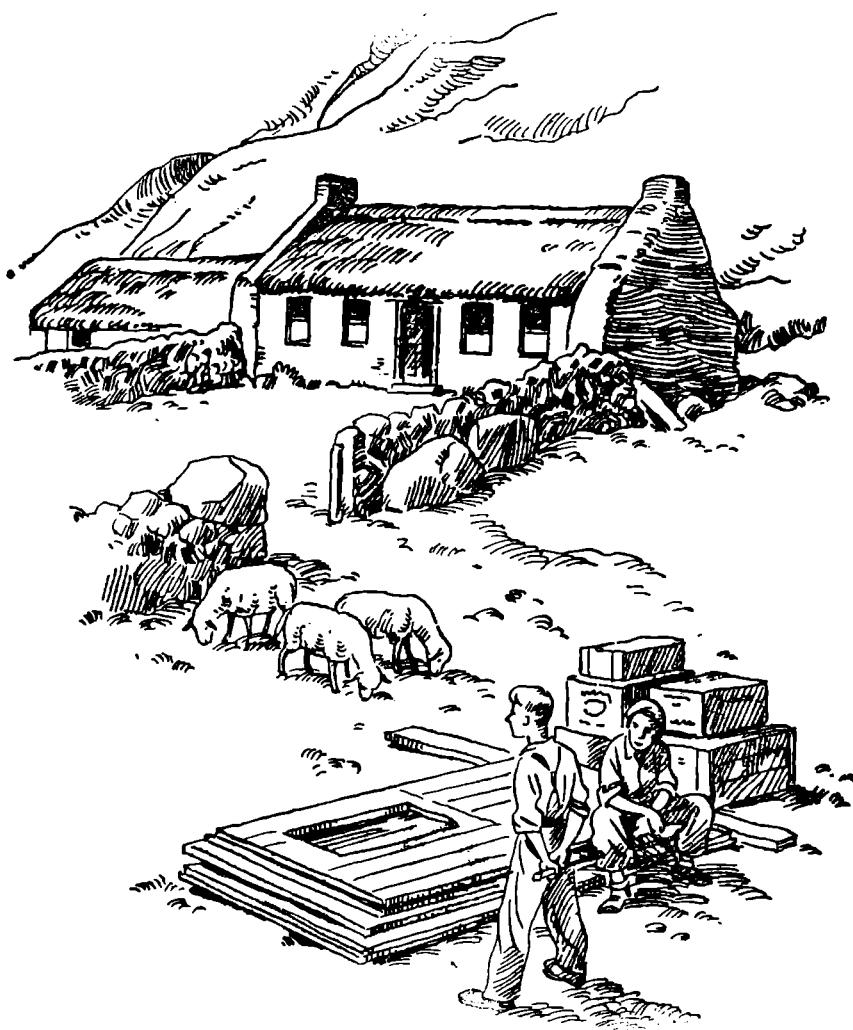
einem unserer kleinen Boote mit einem materialbepackten Floß im Schlepp an Land begeben. Sie hatten die Absicht, zurückzukommen und an Bord zu übernachten. Aber auf das Fahrwasser an Tristans Küste kann man sich nicht verlassen, und der Kapitän wagte es nicht, die Nacht vor Anker zu liegen; er dampfte etwas weiter hinaus. Wir hofften, sie würden es vom Lande aus sehen; aber als sie starteten, regnete es, außerdem war es so dunkel, daß sie unsere Flucht nicht bemerkt hatten. Sie mußten wenden und hatten alle Mühe, in der pechschwarzen Nacht zu landen. Vielleicht zum erstenmal war hier der „Leuchtturm“ auf Tristan von Nutzen gewesen. Er besteht nur aus einer Petroleumlampe in einem Glashaus und kann bestimmt nicht verhindern, daß man bei Sturm auf die Küste aufläuft; man kann ihn nämlich erst sehen, wenn man dicht vor der Küste liegt.

Im Laufe des nächsten Nachmittags war all unsere Habe an Land geschafft, und die „Anatolia“ dampfte weiter nach Westen. Ein Heulen der Sirene war ihr letzter Gruß an uns. Wir befanden uns auf der einsamsten Insel der Welt.

AM FUSSE DES VULKANKEGELS

In den ersten Wochen beschränkten wir unsere Arbeit natürlich mehr auf das Dorf und seine nähere Umgebung. Zu allererst mußten wir ja unser Haus bauen und uns einrichten, und dann kam Weihnachten mit all seiner Geschäftigkeit und all seinen Festen, die selbst unter den einsamsten Menschen der Welt nicht fehlen durften. Die Tristaniten machten für das Weihnachtsfest große Vorbereitungen, denn die Zeit zwischen Heiligabend und Dreikönige war für sie ein einziger Festtag. Allerdings benutzte Sognnaes jede freie Stunde, um ihnen lustige Geschichten zu erzählen (er wollte sie dazu bringen, ihre Zähne zu zeigen), und Henriksen studierte die Muskelkraft der Männer und die Güte des Weihnachtssessens. Aber der einzige unter uns, der diese Wochen wirklich ausnutzen konnte, war der Soziologe Munch. Er hatte die schönste Gelegenheit, die Tristaniten gleich in voller Tätigkeit zu beobachten, zumal ihm das Weihnachtsfest mit all seinen Feiern die Möglichkeit gab, mit den Leuten gut bekannt zu werden. In diesem und den nächsten beiden Kapiteln wird er nun von dieser ersten Zeit auf Tristan erzählen.

Es gibt auf Tristan nur in zwei Gegenden anbaufähiges Land, auf dem Menschen einigermaßen wohnen können. Sie liegen an der Süd- und an der Nordwestseite der Insel. Hier hat sich die Gebirgswand gleichsam zurückgezogen, um grasbewachsenen Hängen Raum zu geben, die gemächlich absinken, bis sie unten, oberhalb des Strandes, in einem 20 bis 30 Meter hohen Steilhang ein jähes Ende finden. Im Nordwesten hat sich auf diese Weise ein ausgedehntes Plateau gebildet, das etwa 5 Kilometer lang und an



Unsere erste Arbeit mußte nun darin bestehen, das Material für den Hausbau hinaufzutragen.

seiner breitesten Stelle gut einen Kilometer breit ist. Am Nordende dieses Plateaus haben sich die Menschen in einer kleinen Siedlung von etwa 30 bis 40 Häusern niedergelassen. Die Häuser sind aus grob gehauem Stein gebaut und mit Tussock, einem langen und zähen Gras, bedeckt, das früher im Überfluß auf Tristan wuchs, jetzt aber in Gärten angebaut werden muß.

Die Häuser liegen in malerischer Unordnung verstreut, alle jedoch in der gleichen Richtung, das Gesicht nach Norden, der Sonne und dem Meere zugewandt. Mitten in der Siedlung steht die Kirche, ein langer, niedriger Steinbau wie die anderen, dessen weißgestrichenes Wellblechdach sich sehr stattlich zwischen den braungrauen Tussockdächern ausnimmt. Auf dem einen Giebel steht ein etwas schiefes Kreuz, während im anderen eine alte Schifsglocke hängt. An der Ostseite der Siedlung fließt ein Bach — die Wasserleitung des ganzen Dorfes. Er entspringt einer Quelle oben am Fuße der Felswand; von ihm wird das Wasser in Gräben zu allen Häusern hingeleitet. Hier und dort haben die Tristaniten sogar kleine Wasserfälle angelegt, oft auch eine Schutzmauer aufgeführt und einen großen, flachen Stein am Ufer des Baches eingelassen. Das ist dann ihr Waschplatz.

Eine eigenartige, gemütliche Stimmung liegt über dieser Siedlung. Sie erinnert ein wenig an norwegische Almhütten, obwohl ich nicht genau weiß, was es eigentlich ist. Denn im Grunde sind sie untereinander doch sehr verschieden. Vielleicht erinnert die Landschaft an das norwegische Westland: dieser leicht abfallende, etwas steinige Grashang und dahinter die steile, dunkle Felswand... Vor jedem Haus liegt ein Garten, den eine Steinmauer umschließt. Oft wächst hinter der Mauer hoher „Flachs“ oder „Tussock“, so daß das Ganze von außen wie eine Wildnis anmutet; innen aber liegen, vor dem Wind geschützt, kleine Gemüsebeete. An der Hauswand ranken Rosen und Kapuzinerkresse; auch Sonnenglanz und andere Blumen wachsen dort. Gänse und Hühner, Esel, ein paar Ochsen und Kühe laufen zwischen den Häusern frei umher und erhöhen noch das malerische Gepräge des Ganzen. Oben, unterhalb der Felswand, grasen einige Schafe, die Hausschafe.

Unten am Strand liegt alles durcheinander, Kisten und Ölfässer, Säcke und Tonnen, und über das alles war noch das Baumaterial gestapelt. Die Kisten hatten wir in kleinen Bergen aufeinandergetürmt und Dachpappe darübergelegt, um sie gegen den Regen zu schützen. Es war gut, daß die meisten wasserdicht verschlossen waren.

Unsere erste Arbeit mußte natürlich darin bestehen, das Material für den Hausbau hinaufzutragen und zusammenzusetzen. Wir meinten, daß die Tristaniten uns für eine Weile genug geholfen hätten und daß wir ihre Hilfe nicht wieder in Anspruch nehmen könnten. Aber sie kamen unaufgefordert, sobald sie nur sahen, womit wir uns wieder herumplagten. Ohne ein Wort zu sagen, begannen auch sie ganz einfach zu schleppen. Und als wir entdeckten, daß sie darin viel tüchtiger waren als wir, ließen wir es dabei bewenden und machten uns selbst an den Bau unseres Hauses. Einen Bauplatz hatte uns der Pfarrer ein kleines Stück von der Siedlung entfernt zugewiesen. Dort hatte er bereits den Platz für ein Hospital abgesteckt. Da wir aber nicht daran dachten, das Haus wieder mitzunehmen, wollte er es später gerne übernehmen. Vorläufig hatte er ein „Hospital“ mit zwei Betten in seinem

eigenen Hause eingerichtet, wo sich die Leute mit Kopf- und Zahnschmerzen hinlegen konnten.

Es war verhältnismäßig einfach, unsere beiden Häuser aus den einzelnen Teilen zusammenzusetzen; aber es dauerte doch seine vierzehn Tage, bis wir uns ordentlich eingerichtet hatten. Wir mußten Kojen für dreizehn Mann bauen, die Laboratorien einrichten, Regale aufsetzen und Arbeitstische aufstellen. Zuviel Raum hatten wir auch nicht, wir mußten ihn so gut wie möglich einteilen; denn wir sollten ja einige Monate hierbleiben, vielleicht ein ganzes Jahr — wer konnte das wissen. Wir hatten jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, und es war noch ganz unbestimmt, wer uns abholen sollte, ja, wir wußten nicht einmal, ob man uns überhaupt abholen würde. Es lohnte sich also nicht, schlechte Arbeit zu leisten.

Einen Nachteil hatte unser Grundstück: zum Wasser hatten wir es ziemlich weit. Aber wir brauchten diesen Mangel den liebenswürdigen Tristaniten nur anzudeuten. Am nächsten Morgen marschierten trotz heftigstem Regenwetter 30 bis 40 Mann auf, und einige Stunden später war gerade neben unserem Hause ein mehrere hundert Meter langer Bach in schönster Tätigkeit.

Nun waren wir endlich soweit, um an unsere eigentliche Arbeit denken zu können.

EIN SCHREI IM NEBEL

Es war auch allerhöchste Zeit, daß die Bummelei der Weihnachtstage und des neuen Jahres ihr Ende fand. Wir hatten ein gewaltiges Arbeitsprogramm vor uns und warteten nun darauf, daß sich in den Laboratorien die Leute zur Untersuchung ihrer Zähne und ihres übrigen Körpers einfänden; außerdem brauchten wir ein paar Burschen, die uns ins Gebirge begleiten sollten.

Einige kürzere Ausflüge hatten wir bereits dort hinauf gemacht, aber es ist nur eine Zeit- und Kräfteverschwendug, jeden Tag die sechshundert Meter hohe Steilwand zu besteigen, die sich hinter der Siedlung erhebt. Erst oberhalb dieses Absturzes beginnen die eigentlichen Felshänge; sie führen bis zum Gipfel des Vulkans, der sich zweitausend Meter über den Meerespiegel erhebt, und da kann man weiß Gott noch ein wenig Atem brauchen. Außerdem hatte der Nebel die ganze Zeit über so niedrig gehangen, daß wir uns dort oben nicht hatten orientieren können; darum war es für uns nicht sehr verlockend gewesen, längere Streifzüge in ein Gebiet zu unternehmen, in dem man sich jederzeit am Rande einer steilen Cañonwand oder auf einem Felsabsturz zum Meer wiederfinden kann.

Aber der Neujahrstag kam mit strahlendem, klarem Wetter, und als wir den Revanchekampf Norwegen—Tristan mit 2 : 4 erledigt und einen leichten Dysenterieanfall so gut wie überstanden hatten, zogen wir von der natur-

wissenschaftlichen Fakultät ins Gebirge. Wir beabsichtigten, einige Wochen dort oben zu bleiben, um Sammlungen und Karten anzulegen. Am Vormittag des ersten Tages herrschte klares Wetter, ebenso am Vormittag des zweiten; in der übrigen Zeit aber hüllte uns nicht nur dichter Nebel ein, es fegte auch ein böser, peitschender Regenwind über die Insel.

Hagen gibt nun im folgenden eine Schilderung des Lebens im Gebirge: Verkrümmte, vom Wind zerzauste Bäume stehen vereinzelt an den steilen Gebirgshängen und werden weiter oben von feuchten Farnen und dichtem Gras ersticket. In diesen von allen guten Geistern verlassenen Bergen ist alles in Nebel gehüllt — grau und feucht, tot und leer. Mit dem Wind kommt, wie ein stummer Gespenstervogel, ein Albatros angefegt, ist eine Sekunde lang sichtbar und gleich darauf wieder entschwunden.

Das ist jedenfalls mein erster Eindruck, sobald ich nach verdammten Anstrengungen achthundert Meter hoch ins Gebirge hinaufgestiegen bin.

Ich halte an, verschneufe ein wenig und sehe mich um. Nebeltropfen peitschen wie Sandkörner mein Gesicht. Ich muß mich gegen den Sturm legen. Die Luft heult und rast, zerrt an den Kleidern, daß sie nur so knattern — sonst höre ich nichts. Pfui Teufel, was für ein Wetter! Wo ist der Sommer, die Sonne, die die ganze Weihnachtszeit über geschienen hatte? Ich fröstele in meinem klatschnassen Zeug. Es ist, als bekäme ich in all diesem Kalten, Nassen und Leblosen, das mir der Sturm um die Ohren pfeift, eine Witterung von den antarktischen Weiten. Trotzdem herrscht hinter all diesem Getöse die Stille des Todes. Nichts scheint hier zu leben, nicht einmal der stumme Schatten, der hin und wieder über mich hinausjagt. Von diesem ersten Eindruck nicht besonders ermuntert, fällt einem das Waten durch hüfthohes, nasses Farnkraut doppelt schwer. Die Leblosigkeit ist von allem das Abscheulichste.

Die Luft jagt im Hexentanz Schattenstreifen über das sturmgepeitschte Gras. Hier findet sich kein Weg, keine Spur.

Wo ist der Weg, auf dem ich kam? Finde ich überhaupt noch zurück?

Plötzlich, am Rand eines Abgrunds packt mich Entsetzen. Ein grausiger Angstscrei gellt durch das graue Licht. Der Sturm bricht gerade aus der Tiefe hervor — hier, wo die Luft zweitausend Meter hoch hinaufgewirbelt wird und das Gebirge überwindet. Wie der Tod selber sitzt plötzlich in dieser Einsamkeit ein schwarzer Schatten in der Höhlung einer Felswand unter mir, und wieder gellt dieser verdammte Schrei.

Gleichzeitig taucht ein Schatten aus dem Nebel auf, und ein zweites dunkles Gespenst jagt in einem Abstand von wenigen Metern an mir vorüber. Da erkenne ich es: ein Pio, der schwarze Albatros. Einen Augenblick lang sehe ich seinen herrlichen Stromlinienkörper, seine schönen Farben, schwarz und gelb, seine eleganten Bewegungen. Wie findet er nur den Weg hierher, Meilen und Meilen über offenes Meer bis zu seiner kleinen Behausung in der Felswand? Kennt er die einzelnen kleinen Anhaltspunkte, die das Gelände

ihm bietet, so gut, daß ihm der Nebel nichts anhaben kann? Oder kann er ganz einfach noch dort sehen, wo dem menschlichen Auge alles verborgen bleibt? Wie leicht kommt er vorwärts, wie leicht schraubt er sich in die Höhe! In jedem Wetter weiß er genau, auf welcher Seite der Insel er aufsteigende Luftströmungen finden kann. Er breitet nur seine zwei Meter langen Flügel aus, legt sich auf die Luft und läßt sich in wenigen Minuten hoch emportragen. Auch wenn er satt und schwer, voll von Pinguinfleisch und Tintenfisch für seine Jungen ist, segelt er leicht und behaglich an den Hängen des Vulkans empor. Ganz selten einmal ein leichter Flügelschlag, um von einem Busch oder von einem Felsvorsprung klar zu kommen. Ihm bedeutet das nur ein Spiel. Ja — in der Luft ist er allen überlegen. Vielleicht ist er auch klug, denn er wählt sein Nest in der senkrechten Steilwand. Ich luge über den Rand und sehe genau auf ihn hinunter. Dort unten sitzt die Schöne, eine stolze Mutter, rührend über ihren einzigen Nachkommen gebeugt. Das Junge — eine kleine, rundliche Daunenkugel — ist ganz braun und hat ein Gesicht wie ein Affe.

Ich hoffe im stillen, daß ich wieder heraufkommen kann, und lasse mich auf den Felsvorsprung hinunter. Der Pio ist ein mutiger Vogel. Er weicht auch nicht um einen Zoll breit von seinem Jungen, sondern begegnet mir mit dem Schnabel — bereit, sein Leben einzusetzen. Das Nest ist ein Thron, etwa ein halbes Meter hoch und hat für das Junge eine Vertiefung. Schützend steht die Mutter über ihm und wartet den Lauf der Ereignisse ab. Das Junge versteht nicht, fühlt sich sicher und zwitschert vor Begeisterung. Aber der Kampf wird kurz. Mit der Hand packe ich den Pio am Hals und schleudere ihn in die Luft. Da segelt er davon. Nach dieser demütigenden Behandlung kommt er, solange ich da bin, nicht zurück.

Das Junge wird gewogen und erhält eine Markierung am Bein. Und dann kommt es darauf an, wieder hinaufzuklettern, Hände, Füße und das Gesicht in die Moosdecke hineinzubohren, die sich jeden Augenblick lösen und mit mir in den Abgrund stürzen kann. Die Tristaniten klettern im Gebirge wie die Ziegen und sind ungemein vorsichtig; aber es ist doch einmal vorgekommen, daß einer bei der Jagd auf einen Pio in eine Schlucht stürzte und das Genick brach. Die Arbeit eines Zoologen kann also aufregend genug sein, denn auf Tristan da Cunha ist es schwer, an den Pio heranzukommen, da die Menschen seit Generationen jährlich seine Nester plündern.

Ein naher Verwandter des großen Albatros ist der sogenannte mollyhawk oder auch nur „Molly“ genannt. Er ist blendend weiß, hat einen schwarzen Rücken, schwarze Flügel und einen schönen blaugrauen Kopf. Der große schwarze Schnabel ist mit einem feinen gelben Streifen gezeichnet.

In den vier Monaten, die wir uns auf der Insel aufhielten, wurde der Molly unser besonderer Freund. Sein Nest ist ein Thron, eine niedrige Säule mit einer Vertiefung oben, genau wie beim Pio. Hier legt er Anfang Oktober, im Frühling der südlichen Halbkugel, sein einziges Ei. Hier, wo es soviel

regnet und ein ständiger Regenstrom über das Gebirge rieselt, ist es sehr praktisch, daß das Nest so hoch gebaut ist. Ein Viertelmeter über dem Boden liegt das Weibchen trocken und sicher und wärmt seinen kostbaren Schatz etwa zwei Monate lang. Wenn das Ei nicht vorher geraubt wird, kriecht ungefähr am 1. Dezember ein kleines, in weißen Flaum gehülltes Geschöpf heraus. Das Junge ist gierig und frech, von unglaublichem Appetit und Selbstbewußtsein besessen, Eigenschaften, mit denen es sich im Laufe von drei Monaten in einen drei Kilo schweren, lärmenden Fettklumpen verwandelt, der schwerer als die Eltern ist. Kein Wunder, denn in diesen drei Monaten tragen die Eltern unglaublich viel Fisch, Tintenfisch und Garnelen aus dem Meer herbei, kräftige Kost, die die Mutter nicht im Schnabel, sondern im



Im Februar versah Ich ungefähr fünfhundert Mollys mit einem Ringe des Zool. Museums Oslo.

Magen aufbewahrt. Der Schlund des Jungen kann sich genau so ausweiten wie der einer Schlange und wird so groß, daß eine ganze Makrele mühelos darin verschwinden würde. Wenn die Mutter von der See mit dem Fraß zurückkommt, ist das Junge wild vor Freude und kitzelt sie am Schnabel. Davon wird der Mutter übel, so daß sie sich erbrechen muß, aber das Junge paßt genau auf, seinen Schlund darunter zu halten; so gelangt das Fressen in einen unersättlichen Bauch. Noch nie habe ich ein sattes Molly-junges gesehen, auch noch nie ein Junges, das mit dem, was es bekommen hatte, zufrieden gewesen wäre. Betrübt über ihr undankbares Kind fliegt die Mutter wieder zur See hinaus. Dann kommt der Vater mit seinem vollen Magen und muß ebenfalls seinen Anteil zahlen, denn bei gutem Wetter müssen beide hinterher sein. Dagegen muß das Junge bei schlechtem Wetter tagelang sitzen, ohne auch nur eine Kostprobe zu bekommen. Endlich — im Monat April — lernt es fliegen und ist damit erwachsen.

Die alten Mollys haben elegante Manieren wie kein anderer Vogel. Das Paar, das sein Ei oder sein Junges verloren hat, bleibt den ganzen Sommer treu auf seinem Nest sitzen, und ihre Liebesszenen sind ein gewohnter Anblick im Gebirge. Sie verbeugen sich voreinander — sehr würdevoll und elegant, reiben die Schnäbel aneinander, spreizen ihren eleganten Schwanz zu einem schönen, koketten Fächer und bringen ihre prachtvollen Farben so vor-teilhaft wie möglich zur Geltung. Diese bezaubernden Tiere haben Sinn für Schönheit. Hin und wieder sehen sie einander tief in die Augen oder kraulen einander zärtlich hinter dem Ohr, worauf sie vor Lebensfreude schreiend lachen.

Die Menschen können sie nicht leiden, und das gewiß nicht ohne Grund, denn der Molly ist der Fleischvogel auf Tristan. Aber Angst haben sie nicht; wenn wir ihnen auf einem engen Pfad begegnen, setzen sie sich mutig zur Wehr, und ihr Biß kann recht unangenehm sein.

Mollyhawk ist ein Vogel des Ozeans. Das Land sucht er nur auf, um sein Ei zu legen und sein Junges aufzuziehen. Sonst trifft man ihn auf See, auf dem Südatlantik und auf dem südlichen Indischen Ozean, weit nach Osten, weit in den australischen Gewässern. Möglicherweise stammen die, die man auf dem Südatlantik trifft, alle von Tristan da Cunha ab und von Gough, während die, die über den Indischen Ozean streifen, von St. Paul oder Neu-Amsterdam herkommen müssen.

Im Februar beringte ich fünfhundert Mollys, alte wie junge. Die Inschrift des Ringes lautete:

TDC Zool. Museum
Oslo Norway

Dazu kam für jeden Vogel eine Nummer. Vier solche Ringe sind inzwischen zurückgekommen, und zwar von verschiedenen Orten an der Westküste Südafrikas. Wir wollen hoffen, daß weitere Ringe uns noch mehr von den Wanderungen der Mollys über das südliche Weltmeer verraten werden.

VULCANUS DER URSPRUNG TRISTANS

Während wir so im Gebirge herumliefen und durch den Nebel wateten, bekamen wir eigentlich kein rechtes Bild, wie Tristan nun wirklich aussähe. Außerdem hielten wir uns zunächst nur an die nördlichen und westlichen Hänge. Aber später waren wir oft wieder oben, und manchmal hatten wir auch klares Wetter, so daß wir schließlich doch einen Eindruck von dem Land bekamen. Crawford ging die ganze Küste ab, und seine Karte weist ziemlich drastische Abweichungen von der Küstenlinie auf, die ältere Karten verzeichnen. So liegen zum Beispiel große Teile des alten Tristan heute im Meer. Er trieb sich auch mehr als irgendein anderer von uns im Gebirge umher, aber obwohl er mehrmals den Gipfel bestiegen hatte, sollte er es nie erleben, die ganze Insel deutlich unter sich liegen zu sehen. Immer blieb ein Teil der Insel im Nebel. Auch kein anderer Naturwissenschaftler erlebte dieses Wunder, dagegen war es natürlich den humanistisch-medizinischen Teilnehmern vergönnt, die eines Sonntags dort oben ein Picknick veranstalteten.

Mag nun Dunne erzählen, wie Tristan wirklich aussieht.

Dieser typische Vulkankegel hat einen Durchmesser von ungefähr 14 Kilometern und steigt in senkrechten Berghängen von 300 bis 600 Metern Höhe unmittelbar aus dem Meer empor. Sie gehen scharf in die leicht ansteigenden Hänge über, die sich ein bis zwei Kilometer weit zum Fuße des eigentlichen Kraterkegels erstrecken, wo die Wände wieder steil bis zum 2028 Meter hohen Gipfel der Insel aufsteigen. Der erloschene Krater ist ein wenig mehr als 100 Meter tief; seinen Boden bedeckt ein kleiner, kristallklarer, eiskalter See — ein willkommener Lagerplatz für den müden und durstigen Wanderer.

Dieses mächtige Bergmassiv, das wir da aus dem Meere aufsteigen sehen, ist aber nur die oberste Spitze eines vulkanischen Kolosses, der mindestens 4000 Meter hoch ist, und dessen Fuß ein Gebiet von 10 000 bis 15 000 Quadratkilometern bedeckt. Er ist daher gewiß fünfundzwanzigmal so groß wie der Ätna, Europas größter Vulkan, doch gibt es neben ihm noch andere ozeanische Vulkane, die ungefähr ebenso groß sind wie Tristan, zum Beispiel Tristans Nachbar St. Helena.

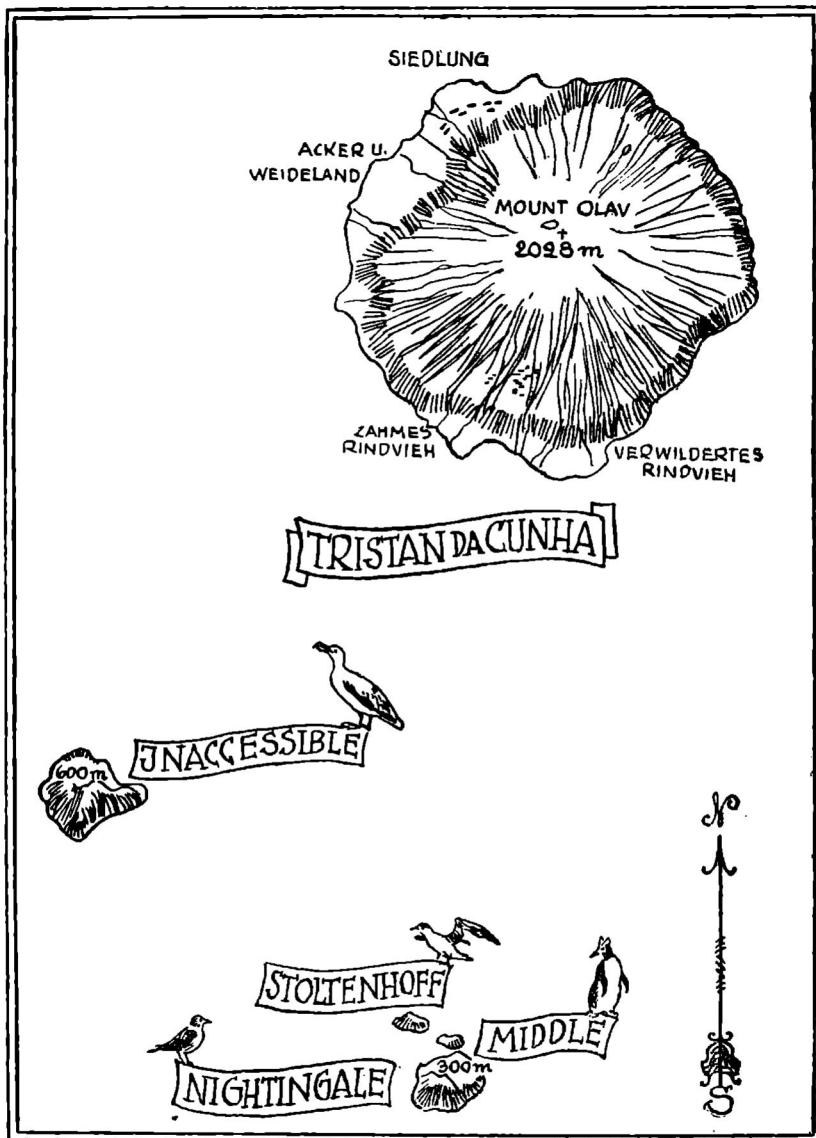
Von dem Krater auf Tristans Gipfel stammen fraglos sehr erhebliche Ausbrüche von Asche und Lava. Doch haben sich auf der Insel noch an mehreren anderen Stellen Risse gebildet, an allen Hängen liegen kleine Krater, sogenannte „Parasiten“, die mit glänzendschwarzer oder blutroter Vulkanasche bedeckt sind. Auf der Südseite liegt Stony Hill, ein Trümmerhaufen nackter, grober Lavablöcke, das Ergebnis des letzten gewaltigen Ausbruchs, der den ursprünglichen Vulkankegel bis zur Unkenntlichkeit zerstört hat. Zwei

andere kleine „Atemlöcher“ in der Nähe von Stony Hill haben sich merkwürdigerweise in ihrer ursprünglichen Form erhalten; sie bieten mit ihren steilen Wänden den Tristaniten einen herrlichen Zufluchtsort, wenn sie von den dort weidenden Wildkühen bedrängt werden. Da diese Miniaturvulkane gute Geländemarkierungen sind, haben die Inselbewohner ihnen Namen, wie Round Hill, Green Hill, Little Green Hill, Red Hill usw., gegeben.

Wie Perlen an einer Schnur folgen einander auch tiefere Krater an den Hängen nach Norden und nach Süden hin. Ursprünglich sind sie durch Explosionen entstanden, später aber ist ihre Oberfläche eingesunken, und da sich die meisten von ihnen mit kleinen, schimmernden Gewässern gefüllt haben, gehören sie zu den schönsten landschaftlichen Punkten auf Tristan. Die drei Kraterseen am Nordhang — man nennt sie hier „the ponds“ — sind die größten und tiefsten, größer als der See auf dem Gipfel der Insel. Daneben fanden wir auch Kraterseen, von denen selbst die Tristaniten nichts wußten. Auf der Nordwest- und Südseite der Insel breitet sich ein verhältnismäßig flaches Vorland aus, das zehn bis fünfzehn Meter hoch über dem Meere liegt. Das größte liegt an der Nordwestseite, eine alte Lavaebene, die ungefähr sieben Kilometer lang und durchschnittlich dreiviertel Kilometer breit ist; auf ihr liegen die Siedlung und die Kartoffelfelder. Wie ist nun diese Ebene entstanden? Es ist jedenfalls nicht leicht, ihren Zusammenhang mit der Topographie der übrigen Insel zu deuten.

Aus dem Inneren Tristans quillt keine glühende Lava mehr; Steine und Asche werden nicht mehr in donnernden Explosionen herausgeschleudert. Aber wenn der Riese auch starr und kalt geworden ist, so ist das noch kein Zeichen dafür, daß die Natur ihn gänzlich aufgegeben hat. Im Gegenteil. Sie arbeitet unermüdlich Tag und Nacht daran, ihn auszumeißeln, ihn niederzureißen, ihn von der Erdoberfläche abzutragen. Die gewaltigen Regengüsse haben tiefe Furchen in den Boden gerissen. Wie Strahlen schießen sie vom Gipfel der Insel herab und bilden — aus der Entfernung gesehen — ein reizvolles Muster. Dessen Schönheit ist aber schnell vergessen, wenn man diese steilen Cañons unterwegs antrifft; sie liegen gewöhnlich so nahe beieinander, daß man bei dieser gewagten Kletterei zwischen ihnen kaum noch zu Atem kommen kann. Auf den obersten Hängen kommen sie so dicht zusammen, daß sie nur noch von einem fast messerscharfen, nur wenige Zentimeter breiten Grat getrennt sind — für waghalsige Kletterer eine verlockende Partie.

Es gibt gewiß nicht viele Gegenden auf der Welt, in denen die Kräfte der Verwitterung mit größerer Energie am Werke sind als hier auf Tristan. In den Sommermonaten sind die Flußbetten ausgetrocknet, trotz des Regens, der andauernd fällt; wenn aber allen Ernstes der Winterregen einsetzt, fluten gewaltige Wassermengen durch die engen und tiefen Taleinschnitte und spülen Steine und Erde in ungeheuren Massen ins Meer. Dieses ist auf Tristan ebenso gierig versessen wie der Regen. Es wirft sich gegen die Küste, unterspült die Felsen und weckt die schlummernde Schwerkraft, die, ist sie



Die große und die vier kleinen Inseln, die die Inselgruppe Tristan da Cunha bilden.

einmal entfesselt, viele Millionen Tonnen Gestein und Schlacke in den unersättlichen Schlund hinunterschleudert. So sind die senkrechten Felswände an der Küste entstanden und ihre Höhe gibt uns eine Ahnung davon, wie lange es her sein mag, daß das Meer sie zu zernagen begann, mit anderen Worten: ein Fingerzeig, wie alt Tristan ungefähr sein kann.

Aber um das auszurechnen, müssen wir uns etwas genauer die alten, verödeten Strandlinien und die Höhlen ansehen, die das Meer über seinem heutigen Spiegel ausgespült hat. Auf Tristan und Inaccessible liegt eine ausgeprägte Strandlinie etwa fünf Meter über dem Meer, und auf Nightingale gibt es noch eine zweite Strandlinie in zwölf Meter Höhe. Eine gleiche Strandlinie, etwa fünf Meter über dem Meer, findet sich ebenso weit entfernt wie auf Samoa und auf anderen Inseln des Stillen Ozeans wie auch an vielen Stellen der Festlandsküsten. Das deutet auf ein Sinken des Ozeans, nicht auf ein Wachsen des Landes, und man nimmt an, daß dies im Laufe der letzten 3000 bis 4000 Jahre vor sich gegangen ist. Nun können wir uns ausrechnen, wieviel das Meer im Laufe dieses Zeitraumes aus den Felsen aus Tristan herausgegraben hat, und das wiederum gibt uns die Möglichkeit zu bestimmen, wieviel Zeit es gebraucht hat, um die heutigen Strandklippen auszunagen — vorausgesetzt, daß wir es heute mit den gleichen Bedingungen zu tun haben wie früher. Auf diese Weise kommen wir zu einer Anzahl von Jahren, die mit mehreren Millionen angegeben werden muß. Gehen wir davon aus, daß Tristan zusammen mit dem Südatlantischen Rücken, auf dem es liegt, das Licht der Welt erblickte, so kommen wir für diesen Vulkan zu dem höchst ehrwürdigen Alter von nahezu zwanzig Millionen Jahren.

Der Südatlantische Rücken verläuft mitten zwischen Südamerika und Afrika und trägt noch eine Reihe anderer vulkanischer Inseln: Ascension, St. Helena, Gough und Bouvet. Nach Norden hin setzt er sich in den Azoren fort und läßt sich weiter bis nach Island verfolgen. Im Laufe der Zeit sind viele Theorien über diesen Rücken entstanden, einige sind sogar der Ansicht, daß er einen Teil des südamerikanischen Kontinentes darstellt, der nach dessen westwärts verlaufener Drift zurückgeblieben ist. Höchst wahrscheinlich ist er jedoch auf folgende Weise entstanden: Als Südamerika in westlicher Richtung von Afrika wegtrieb, als sich also der Atlantik weitete und der Stille Ozean kleiner wurde, war der Boden des Atlantik einer steten Spannung ausgesetzt und hatte daher keine hohen Rücken. Dieser Zustand änderte sich aber sehr, nachdem die großen afrikanischen und südamerikanischen Ströme ganze Kontinente in den Atlantischen Ozean geschwemmt hatten. Dadurch entstand auf beiden Seiten ein Druck, der dazu führte, daß der in der Mitte gelegene Teil aufgefaltet wurde, in Spalten aufbrach, aus denen die in der Tiefe glühenden Lavamassen herausquollen, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt war und die abgekühlte Lava die Öffnungen versiegelt hatte.

So etwa mag Tristan vor rund zwanzig Millionen Jahren entstanden sein. Wieviel älter wird es werden? Dies vorauszusagen, ist nicht so einfach, denn Explosionen können es jederzeit in die Luft treiben, so wie der Krakatau zertrümmert wurde, oder aber neue Lavaströme können es wieder aufbauen. Wenn wir jedoch annehmen, daß der Regen, das Meer und die Schwerkraft — so wie jetzt — ungestört weiter wirken dürfen, so wird es noch gut seine zehn Millionen Jahre dauern, bis Tristan dem Meere gleichgemacht ist.

D A S L E B E N I M M E E R

Die erste Untersuchung des Strandes auf Tristan, die ihnen ein Bild von ihrem Arbeitsfeld geben sollte, war für Sivertsen und Baardseth eine große Enttäuschung. Steile Felswände und Abhänge und vor ihnen ein offenbar von allem Leben gemiedener Geröllstrand herrschten hier vor. An einigen Stellen fielen die Felsen steil ins Meer ab, anderswo gab es wieder mehr geschützte Buchten mit feinem Sand. Hier, hatten sie sich vorgestellt, würden Krabben eilig vor ihnen davonschießen, würden Muscheln und Würmer im Sande vergraben liegen und würde das Küstenwasser von Garnelen und Fischen nur so wimmeln. Nichts dergleichen. Der Strand war hier die reine Wüste. Aber war es um Tiere, die einem gleich auffallen konnten, schlecht bestellt, so konnte doch das, was man aus tieferen Verstecken hervorholen mußte, um so größeres Interesse wecken.

Sivertsen und Baardseth erzählen nun selber: Wir hatten herausgefunden, daß gerade unterhalb unserer Station eine günstige Stelle lag, an der die Lava in unregelmäßigen Blöcken erkaltet war und die See ein Netzwerk von Kanälen und Pfützen herausgeschürtt hatte. Bei Flut waren sie teilweise überschwemmt, bei Ebbe bildeten sie abgedämmte Teiche, und hier zeigte sich's nun, daß das Tier- und Pflanzenleben nichts weniger als arm war.

Da fielen einem zuerst die Algen auf. Die Algen, ja — sie sind die Pflanzen des Wassers, und wir nennen sie gewöhnlich Tang. Sie finden sich an den Küsten aller Meere und bilden zusammen mit den mikroskopisch kleinen Algen, die frei umherschwimmen, die Grundlage allen Lebens im Meer. Aber hier wollen wir uns nur an die festsitzenden Algen halten.

Zum Leben und für ihr Wachstum brauchen sie, genau wie die Landpflanzen, eine gewisse Menge Licht. Nun sind die Algen im Meer nicht nur grün, es gibt auch braune und rote Arten, und das hängt wiederum mit dem Licht zusammen, mit der Fähigkeit der verschiedenen Lichtstrahlen, durch das Wasser in die Tiefe einzudringen. Es ist eine allgemeine Regel, daß tief unten die roten Arten anzutreffen sind, über ihnen die braunen und zu oberst die grünen. Aber es gibt auch viele Ausnahmen von dieser Regel, und eine von ihnen ist Tristan. Zwar fanden wir die meisten und schönsten Rotalgen in der Tiefe und die Hauptmasse der grünen am Strand, aber die

roten Arten kamen auch in den Flutteichen vor, und grüne holten wir wieder aus einer Tiefe von 20 bis 25 Metern herauf. Dieses Gemisch roter, brauner und grüner Algen mit ihren feinen Formen und schönen Farben gab den Teichen und Pützen des Strandgebietes ein farbenreiches und üppiges Aussehen. Und es zeigte sich auch bei näherer Untersuchung, daß sie ein reiches und mannigfaches Tierleben bargen. Wenn wir zum Beispiel eine Tangquaste aufnahmen, sah sie ziemlich ärmlich aus, solange sie trocken in der Hand lag. Sobald sie aber in Formalinlösung gelegt wurde, entfalteten sich die Algen in all ihrer Pracht, und aus den verborgenen Verstecken strömten hunderte, ja tausende kleiner Tiere, Springkrebse, Tangflöhe und Tangläuse heraus, die einige Augenblicke krampfartig in der Giftlösung zappelten. Weiß Gott, Tiere gab es da in Hülle und Fülle.

Und so blieb es auch; je genauer wir untersuchten, desto mehr fanden wir. In verborgenen Spalten blühten Schwämme, gelbe, weiße und schwarze, Becherschwämme, Kugelschwämme und Plattenschwämme. Eigenartige Tangläuse hatten auf ihnen ihre Heimstatt; Schlangensterne, Seesterne und Seegurken in den merkwürdigsten Formen saßen in den dunkelsten Winkeln verborgen, und Seerosen, schöner als die schönsten Rosen an Land, streckten einem ihren Kranz prachtvoller, aber giftiger Fangarme entgegen. Es war ein Leben, das das Herz jedes Naturfreundes erfreuen mußte.

Aber all das fand sich, wie gesagt, nur an verborgenen Stellen, dort, wo niemals die Brandung mit voller Wucht aufprallte. Weit draußen, wo sich die Brandung machtvolle gegen das Land wirft, in der Brandungszone, war das Tierleben ganz anders geartet. Schnecken, die unserer Elbogenmuschel ähnelten, saßen dicht zusammengedrängt mit den primitivsten Urmollusken, und flache Tangläuse mit kräftigen Klammerfüßen verkrampten sich in den Tang. Wer hier seinen Aufenthalt nimmt, ist ein Spezialist im Festhalten; andere könnten es gar nicht schaffen.

Im übrigen war es gar nicht so einfach, dort draußen Untersuchungen vorzunehmen, denn Schären gibt es keine, nur eine fortwährend tosende Brandung. Vielleicht stehst du mit dem Rücken zum Meer und bist eifrig damit beschäftigt, irgendein interessantes Tier hervorzugraben, du bist friedlich gestimmt und dir keiner Gefahr bewußt. Plötzlich bricht sich eine besonders schwere See, es schäumt und donnert um dich her, überall Wogen und weißer Schaum. Nun kommt es darauf an, sich festzuklammern. Abgesehen davon, daß es schwer genug sein kann, in der Brandung wieder an Land zu kommen, ist allein der Gedanke, daß sich dort draußen der menschenfressende Hai herumtreiben mag, wenig angenehm. Wir fingen einen vom Boot aus, und wenn er auch nur drei Meter lang war, so wirkte er doch unheimlich genug. Die kleinen bösartigen Augen lugten zu uns herauf, lange schwamm er in Kreisen um unser Boot und beschüttelte mißtrauisch den Köder. Endlich erlag er der Versuchung, legte sich um, so daß der weiße Leib und seine Zähne schimmerten, und schnappte zu.



Die größte Freude erwirkte wohl der Schürfzug, bei dem die erste Krabbe gefunden wurde.

Ja, wir wollen auch einen anderen, wenig angenehmen Vertreter der Tierwelt im Meere nicht vergessen, den Tintenfisch. Bei Tristan fand sich nur eine einzige Art, diese war aber dafür um so reichlicher vertreten. Es kam sogar vor, daß, wenn wir am Ufer standen, ein rötlicher Schatten auf uns zuschoß: der Tintenfisch, der Witterung vom Blut des „Weißen Mannes“ bekommen hatte. Sie kamen hart an den Strand, schlängten ihre Fangarme um unsere Wasserstiefel und zogen an. Aber sie hatten sich verrechnet. Selbst die größten, die Fangarme bis zu einem Meter Länge hatten und ziemlich hart anzogen, endeten in unserer Formalintonne. Und das, obwohl

sie in ihrer Raserei ihre Farbe von rot zu braun, grau und gelb änderten und als letzte Warnung einen kräftigen Tintenstrahl von sich gaben.

Eine andere erwähnenswerte Merkwürdigkeit im Tierleben des Strandes ist eine besondere Art von Tangflöhen, die sich dem Leben an Land angepaßt hatten. Sie kamen vor allem in dem Tang, der an Land gespült wurde, vor, ganze Schwärme, die umherhüpften und unaufhörlich in Bewegung waren. Setzte ich ein Glas Alkohol in den Tang, so füllte sich's im Augenblick. Außerdem waren es gierige Tiere; das bekamen wir gründlich zu erfahren. Wir hatten nämlich einige Angelschnüre und Netze am Strande liegen, aber als wir sie einige Tage später benutzen wollten, waren sie vollkommen von Tangflöhen bedeckt, die augenscheinlich das Garn für eine besondere Delikatesse hielten. Es war so zerfressen und zerstört, daß es bei der geringsten Berührung auseinanderfiel.

Aber nicht nur der Strand war für uns interessant. Wir hätten auch gern einiges über die Pflanzen und Tiere im tieferen Wasser, an den Hängen des Vulkankegels vom Strand bis zu 300 bis 400 Meter Tiefe erfahren. Doch braucht man für derartige Untersuchungen eine größere Ausrüstung und mehr Geräte, vor allem ein Boot, ein Motorboot oder ein größeres seetüchtiges Fahrzeug. Wir glaubten, diese Frage aufs beste geordnet zu haben, indem uns Erling Tambs, solange wir auf der Insel waren, mit seinem Kutter „Sandefjord“ zur Verfügung stehen sollte. Da aber „Sandefjords“ Motor in Unordnung war und schließlich ganz entzweiging, mußte dieser Teil des Programms leider abgeändert werden. So wie die Verhältnisse auf Tristan liegen, stellte sich's nämlich als ganz unmöglich heraus, solche Untersuchungen von einem Segelboot aus zu unternehmen. Die geplanten Grundschrifungen und hydrographischen Untersuchungen im tieferen Wasser mußten wir also aufgeben, denn uns stand nur ein kleines Ruderboot mit Außenbordmotor zur Verfügung. Sowohl der Motor wie das Boot machten sich übrigens sehr nützlich, und wir schafften es immerhin, Schürfungen bis zu einer Tiefe von 70 Metern vorzunehmen.

Ein Grundschrüfer, ja, das ist einfach ein drei- (oder vier-)kantiger Eisenrahmen, der hinten mit einem Beutel aus starkem Netzwerk versehen ist und an einem Tau oder an einem Draht hinter dem Boot hergeschleppt wird. Der Schürfer hakt sich in den Unebenheiten des Bodens fest, scharrt Steine, Sand, Modder und dergleichen, Algen, Tiere, alles, was er gerade findet, zusammen und fängt es in seinem Beutel ein. Es ist natürlich mehr eine Sache des Zufalls, was der Schürfer auf diese Weise erfaßt, aber bei einer genügend großen Zahl von Schürfzügen erhält man von dem Leben auf dem Meeresboden doch ein einigermaßen gutes Bild.

Es war übrigens eine mühsame Arbeit, um Tristan herum zu schürfen. Die Insel ist ja vulkanisch, und der Grund besteht aus rauen Felsblöcken und großen Steinen, zwischen denen an einzelnen Stellen Kies und Sand liegen. Alle zwei Minuten hakte sich der Schürfer fest, und es blieb einem nichts

anderes übrig, als ihn wieder hochzuziehen oder, in die entgegengesetzte Richtung fahrend, loszureißen. Alles in allem kratzten wir doch viel Interessantes zusammen. In den tieferen Lagen kam besonders oft eine schöne, buschähnliche Koralle vor, die bis zu einem halben Meter hoch wurde, dann fanden sich in vielen schönen, verschiedenartigen Formen und Zeichnungen Moostiere vor, winzig kleine, Kolonien bildende Tiere, die sich auf Steinen und Tang festsetzen und auch bei uns ziemlich verbreitet sind. Oft bedeckten Schwämme, Seerosen, Polypen und hausbauende Würmer die Steine, die der Schürfer losriß, und in den Tangbüscheln kletterten ganz eigenartig gestaltete Tangläuse und Tangflöhe umher.

Die größte Freude erweckte wohl der Schürfzug, bei dem die erste Krabbe gefunden wurde. Damit wurde das Vorhandensein von Krabben zum erstenmal festgestellt. Und wenn man an die ungeheuren Entfernungen bis zum nächsten Kontinent und an die riesigen Meerestiefe denkt, die die Tristan-Inselgruppe isolieren, so mutet es einen sehr merkwürdig an, daß ein Tier wie die Krabbe, die wirklich den größten Teil ihres Lebens am Boden kriecht, ihren Weg zu dieser einsamen Insel finden konnte.

Übrigens gestalteten nicht nur die Steine das Schürfen um Tristan herum äußerst schwierig, der Kelp war vielleicht noch schlimmer. Der Kelp ist wohl eine der berühmtesten Tangarten, die es gibt. Alle Antarktisfahrer kennen ihn. Es ist behauptet worden, er sei die längste Pflanze der Welt, aber die Angaben über seine Länge sind dennoch ziemlich unsicher. Manche sagen, er könne 200 bis 250 Meter lang werden, aber diese Längen stützen sich wahrscheinlich nur auf sehr grobe Beobachtungen. Auf Tristan wurde er jedenfalls nicht länger als 50 bis 60 Meter, auch in der Antarktis wird er gewiß nicht länger werden — immerhin, für eine Pflanze eine recht beachtliche Länge.

Aus einer Art Wurzelsystem, das sich auf dem Meeresboden an Steine und Klippen klammert, steigt eine Menge fingerdicker Stengel auf, die sich zu einem dicken Tau umeinander wickeln. Die Stengel hinauf sitzen in regelmäßigen Abständen lange, schmale Blätter, die sich mit einer Art Schwimmblase am Stengel festhalten; diese dient gleichzeitig dazu, die Pflanze aufrecht zu erhalten. Wenn diese Stengel nun die Oberfläche erreichen, entwirren sie sich wieder und lassen sich so ein gutes Stück auf der Oberfläche treiben. Auf diese Weise kann eine einzelne Pflanze große Teile der Oberfläche mit ihren Blättern bedecken. Alle Inseln der Tristangruppe sind von einer solchen Kelpzone umgeben, die etwa 30 Meter weit reicht. An manchen Stellen konnte sie so dicht werden, daß es schwer war, mit dem Ruderboot durchzukommen. Bei jedem Schlag blieben die Ruder im Kelp hängen — für den Mann am Steuer eine bedenklich schwere Arbeit. Die Tristaniten hatten übrigens ihre eigene Technik, im Kelp zu rudern. Sie machten kurze, schnelle Schläge und stocherten mit ihren Rudern nur gerade in der Oberfläche des Wassers herum.

Selbst Motorboote hatten große Schwierigkeiten, durch den Kelp hindurchzukommen. Die zähen, biegsamen Stengel wickelten sich um die Schraube und um die Welle und vermochten auf diese Weise selbst große Maschinen zum Stehen zu bringen — wie zum Beispiel „Sangefjords“ Motor, der sich ganz demütig ergeben mußte, obwohl er über 10 bis 12 PS verfügte. Unser kleiner 4-PS-Außenbordmotor war ihm in dieser Beziehung weit überlegen. Die hohe Umdrehungsgeschwindigkeit des Motors bewirkte, daß die Schraube den Kelp ganz einfach durchschnitt, bevor er sich um die Welle legen konnte. Auf der anderen Seite verstopften die abgeschnittenen Kelpstücke die Kühlwasserleitung, der Motor wurde heiß, und die Leitung mußte dauernd gereinigt werden.

Aber nicht genug damit. Ging der Motor ordentlich, so machte der Schürfer Schwierigkeiten. Er verhakte sich im Kelp, das Tau schnurte sich um die Stengel herum und vertäute uns und das Boot auf eine geradezu vertrauenerregende Weise. Und dabei war dann der Schürfer, wenn wir ihn nach mühsamer Schinderei glücklich heraufgeholt hatten, meistens völlig leer.

Nein, die Kelpzone war kein empfehlenswerter Ort zum Schürfen.

Den ersten Fisch angelten wir bei Ebbe in den Flutteichen. Er war braunschwarz, der gewöhnlichste Fisch in der Strandregion und so gierig, daß er nach dem Angelhaken schnappte, sobald wir ihn nur ausgeworfen hatten. Die Tristaniten nennen ihn Clipfish.

Wir fanden auch noch andere Fische in den Teichen, sie sahen aber nur voll erhabener Verachtung auf unsere Haken und gingen ihre eigenen Wege. Nun gut, wir waren nicht ratlos. Wir gingen Hagen ein wenig um den Bart, da er über große Mengen Gift zum Präparieren von Vogelbälgen und zum Töten von Insekten verfügte, und bekamen ein ausreichendes Quantum Cyankalium. Das streuten wir in den Teich, und eine halbe Stunde später konnten wir die Ernte einsammeln. Da trieb ein roter Fisch an der Oberfläche; er ähnelte stark unserem Rotfisch, und die Eingeborenen nannten ihn, aus welchem Grunde ist unbekannt, soldier. Und dort — ein schöner kleiner Fisch, dessen Farben es mit dem Regenbogen aufnehmen konnten; er lag auf dem Boden und schüttelte sich schwach. Vorsichtig stülpten wir das Netz über ihn, und schon hatten wir ihn sicher gelandet. Es war ein prachtvoller Fisch mit blanken, silberglanzenden Schuppen und klaren Flossen, und sein Körper schimmerte in scharf voneinander abgesetzten Streifen rot, blau, grün und gelb. Die Eingeborenen nannten ihn conger. Noch manch anderen Fisch fanden wir in den Teichen. Der eine war in seinen Farben bescheidener, und zwei andere Arten gehörten zu den Tangfischen. Keine von diesen dreien war jemals früher auf Tristan gefunden worden.

Wie alle anderen Gerätschaften auf Tristan sind auch die Fischereigeräte sehr einfach und primitiv, sie bestehen nämlich nur aus Angelschnur und Haken, aus Geräten, die die Tristaniten am leichtesten auf Schiffen, die zufällig die Insel anlaufen, im Tauschhandel erwerben können. Und der Fisch-

reichtum um die Insel herum ist groß genug, so daß sie jederzeit, wenn das Wetter es erlaubt, soviel Fische bekommen können, wie sie brauchen.

Welchen Fisch sie fangen, hängt ganz von der Jahreszeit ab. Im Sommer, in den Monaten Dezember bis März, fangen sie meistens *fivefinger*, einen dem Barsch ähnlichen, wohlgeschmeckenden Fisch, und den *snoek*, der in Gestalt und Geschmack sehr unserm Hecht gleicht. *Fivefinger* wird auf dem Grund bis zu 25 oder 30 Faden Tiefe gefangen, *snoek* nah der Oberfläche, weiter draußen. Außerdem fischen sie noch *mackerel*, die unserer *Makrele* ähnelt und sich in großen Schwärmen unter der Oberfläche aufhält.

Im Winter, Juni bis August, suchen auch noch einige andere, größere Fische die Nähe der Küste auf, zum Beispiel *bluefish*, *stumpnose* und *steambras*. Dieser kann 100 Kilo und mehr wiegen, wird aber verhältnismäßig selten gefangen.

Wenn die *Tristaniten* *mackerel* oder *snoek* fischen wollen, benutzen sie das altbekannte Mittel, den Fisch zu ködern, das heißt, sie zerklöpfen einen Fischkopf oder etwas Ähnliches am Außenbord des Bootes, so daß sein Inhalt ins Meer fällt und die Fische anlockt. Das gleiche System, nur in einer etwas anders gearbeiteten Ausführung, wandten wir bei einem Fischzug an. Fisch bekamen wir nur wenig, aber Dünung hatten wir zur Genüge, mit dem Erfolg, daß einer der Expeditionsteilnehmer, der sich auf dem schwankenden Boden noch nicht eingelebt hatte, sein Frühstück *Neptun* opferte. Und ich muß sagen, das half. Die *Makrelen* strömten herbei und bissen zu, daß es eine Lust war. Selbst das grünlich-bleiche Gesicht des „*Opfers*“ klärte sich jedesmal zu einem breiten Lächeln auf, wenn er einen fetten Fisch über den Bootsrand warf. — Wir empfehlen diese Methode sehr und überlassen sie jedem Interessenten kostenlos.

Crayfish — das ganze Jahr hindurch. Es ist allerdings kein Fisch, vielmehr ein Krebs; er ähnelt etwa unserem Hummer, nur daß ihm die Scheren fehlen. Er hielt sich überall in großen Mengen auf, bis zu einer Tiefe von 25 bis 30 Faden. Die *Tristaniten* fangen diese Languste auf die Weise, daß sie einen Stein und ein Stückchen Fisch an das Ende einer Angelschnur binden und diese auf den Grund sinken lassen. Nach fünf oder zehn Minuten wird sie vorsichtig wieder eingeholt, das gierige Tier hängt daran und klammert sich fest an den Köder, bis alles an die Oberfläche kommt. An einem einzigen Köder können gleichzeitig acht bis zehn Langusten hängen, und vier bis fünf Mann können im Laufe eines Vormittags eine ganze Bootsladung fangen.

Ein *Trollnetz*, das wir bei uns hatten, stellte sich übrigens als ein ganz vorzügliches Gerät heraus, um *crayfish* und andere Fische zu fangen. Wollten wir Fisch haben, so durfte das Netz nicht länger als ein bis zwei Stunden ausgelegt werden. In dieser Zeit konnten wir in einem einzigen Netz 70 bis 80 *fivefinger* haben, von denen einige bis zu einem Kilo wogen. Lag jedoch das Netz länger draußen, vielleicht vier bis fünf Stunden, so war es um die Fische traurig bestellt. Denn diese waren nun zum Teil oder ganz von den

Langusten verspeist, die ihrerseits wieder in den unzähligen spitzen Stacheln des Netzes hängenblieben. In einem Netz fingen wir auf diese Weise einmal 64 Langusten mit einem Durchschnittsgewicht von etwa 1,5 Kilo. Ein einziger solcher Hummerfang bei uns zu Hause würde für einen Hummerfischer einen guten Monatsverdienst bedeuten. Daß Langusten reichlich vorhanden sind, geht aus der Tatsache hervor, daß die Fangquote, die die Tristaniten bei den Langusten einhalten und die nicht sehr bescheiden ist, bisher den Bestand augenscheinlich nicht merklich beeinflußt hat.

Einen guten Schutz gegen allzu starkes Fangen gibt im übrigen der Umstand, daß selbst die erwachsenen rogentragenden Weibchen sehr selten eine Größe erreichen, die die Hälfte eines erwachsenen Männchens übersteigt. Es werden also vorzugsweise die großen Männchen gefangen, den kleineren Weibchen, die in tieferem Wasser mehr für sich zu leben scheinen, wird nicht so eifrig nachgestellt, und so haben sie eine größere Chance, den Bestand zu halten. Noch größere Mengen von Langusten soll es, wie man sich erzählt, um Gough herum geben. Wenn die Walfänger gelegentlich die Insel anlaufen, können sie mit einem so einfachen Mittel wie einer leeren Kiste, die mit einem Stück Fisch oder Fleisch als Köder auf den Meeresboden hinuntergelassen wird, in wenigen Stunden Sack auf Sack mit herrlichen Langusten füllen. Die natürlichen Vorbedingungen für die Ausbeute der Langusten sind also sehr günstig. Anders steht es um die Frage des Verfrachtens.

ENDE



IM übrigen war der große wandernde Albatros die ganze Zeit über unser unermüdlicher und treuer Begleiter. Es gibt wohl keinen besseren Segelflieger als ihn. Stundenlang kann man ihm zusehen, wie er so dicht über die Wellen hinschießt, daß die Spitzen seiner Schwingen die See streifen, wie er sich auf die Seite wirft und mit steil gestellten Schwingen einen eleganten Bogen ausfliegt, so daß sein schneeweißer Leib in der Sonne leuchtet. Fast auf den Wasserspiegel schießt er hinunter, auf dem der Wind nicht so stark ist, daß er etwas an Geschwindigkeit verliert, dann hinauf in den Wind und wieder hinunter ... So lesen wir in dem Kapitel „Die Landung“. Sehen wir uns diesen interessanten Vogel nun einmal näher an:

Die Heimat der Albatrosse sind die Weltmeere der südlichen Halbkugel. Obwohl sie auch im Norden des Stillen Ozeans zuweilen auftauchen, kehren sie zum Brutgeschäft immer auf die einsamen Inseln des südlichen Atlantik und des südlichen Pazifik zurück.

Der Albatros legt in jedem Jahr nur ein Ei, das etwa 12 cm lang und 8 cm dick ist. Die Brutzeit dauert zwei Monate. Sobald das Junge ausgekrochen ist, haben die Alten unausgesetzt zu tun, um ausreichend Nahrung für das unersättliche Kleine herbeizuschaffen. Sie bringen das Futter nicht wie andere Vögel im Schnabel, sondern sie verschlucken es. Wenn sie wieder bei ihrem Jungen angelangt sind, entleeren sie ihren Magen mit großer Geschicklichkeit in den Schnabel des Kleinen.

Das Federkleid des mächtigen Vogels ist reinweiß mit schwarzen Schwungfedern. Schnabel und Füße sind gelbrosa. Die Spannweite der Flügel kann 4,25 m erreichen. Die Augen sind ungeheuer scharf. Auf weiteste Entfernung entdeckt der Albatros, wo kleinere Vögel sich mit ihrem Fraß beschäftigen. Da er selbst weder tauchen noch lebende Fische fangen kann, ist er darauf angewiesen, auf dem Wasser schwimmende tote Fische oder das Aas größerer Tiere an Land zu fressen oder aber anderen Vögeln das Futter abzujagen. Denn der ausgewachsene Albatros ist nicht weniger gefräßig als seine Brut. Infolge seiner wilden Freßgier läßt sich der Vogel leicht mit der Angel fangen. Es muß nur ein starkes Gerät mit größerem Köder sein, der auf dem Wasser schwimmt. Der auf das Schiffsdeck gezogene Vogel, der an Land sich überhaupt sehr schlecht bewegen kann, ist auf den Planken des Schiffsdecks vollkommen hilflos. Wirft man ihn aber wieder auf das Wasser, so wird er in den meisten Fällen gleich wieder gierig nach dem nächsten Angelköder schnappen.

W O R T E R K L Ä R U N G E N

Antarktis	die Länder und Meere der kalten Zone um den Südpol, im Gegensatz zu der „Arktis“, der kalten Zone um den Nordpol
Autorität (lateinisch)	Ansehen oder Geltung auf Grund besonderer Fähigkeiten oder Kenntnisse
Chief (englisch)	der (nicht militärische) Anführer, das Oberhaupt, der Meister
Conger (englisch)	Meeraal, ein Verwandter unseres Aals, der aber sein ganzes Leben im Meer zubringt
Delikatesse (franz.)	Leckerbissen
drastisch (griechisch)	stark, auffallend
Dysenterie (griechisch)	die Ruhrkrankheit, eine ansteckende Erkrankung der Verdauungsgänge
Energie (griechisch)	Tatkraft, Nachdruck
Fakultät (lateinisch)	die Wissenschaften werden in verschiedene Abteilungen eingeteilt, die man Fakultäten nennt
five finger (englisch)	Fünffinger, wahrscheinlich ist der Fisch fünf Finger lang
Geländemarkierung (lateinisch)	Richtpunkte im Gelände
Hospital (lateinisch)	Krankenhaus, besonders in Hafenstädten
Krater (griechisch)	die Öffnung der feuerspeienden Berge. Bei erloschenen Vulkanen bildet sie ein trichterförmiges kleines Tal, häufig enthält es einen See
Koloß (griechisch)	etwas Riesengroßes
Kontinent (lateinisch)	Erdteil
Kurs (lateinisch)	der Weg, den das Schiff auf der Fahrt zu seinem Ziel einhalten muß
Laboratorien (lateinisch)	Werkstätten, Arbeitsräume für die verschiedenen wissenschaftlichen Aufgaben der Expedition
Langusten (italienisch)	scherenloser Hummer
Lava (italienisch)	das bei einem Vulkanausbruch aus dem Berginnern herausgeschleuderte geschmolzene Gestein
Manieren (französisch)	Umgangsformen, Lebensart. Hier ist der Begriff scherhaft auf Tiere angewendet
Menagerie (französisch)	Sammlung lebender Tiere, eine Tierschau
Minaturvulkan (lateinisch)	kleiner feuerspeiender Berg

Missionar (lateinisch)	Abgesandter einer religiösen Gemeinschaft, welcher die Ein-geborenen für seinen Glauben zu gewinnen sucht
Mokassins (indianisch)	Fußbekleidung der Indianer aus ungegerbter Tierhaut
Molluske (lateinisch)	Weichtier
Navigation (lateinisch)	die Führung des Schiffes auf einem vorgeschriebenen „Kurs“ (Weg) zu dem bestimmten Ziel
Nebelhorizont (lateinisch)	der Umkreis, in dem man bei Nebel Gegenstände unter-scheiden kann. Je stärker der Nebel, desto kleiner ist der Nebelhorizont
Neptun (lateinisch)	Gott des Meeres
Overall (englisch)	„Überalles“, ein Schutanzug, der über die Kleider gesreift wird
Panik (griechisch)	plötzlicher Schrecken, nach dem Hirten Gott „Pan“, dessen plötzliches Erscheinen die Landleute erschreckte
Parasit (griechisch)	Mitesser, Schmarotzer
Plateau (französisch)	Fläche, Ebene. Meistens eine hochgelegene Fläche, eine Hochebene
primitiv (lateinisch)	einfach, in den ersten Entwicklungsstufen steckengeblieben
repräsentieren (lateinisch)	vertreten, als Worführer für eine Gruppe Menschen ein-treten
Revanchekampf (französisch)	Ausgleichsspiel, das bei sportlichen Kämpfen vom Sieger dem Unterlegenen angeboten wird
Rustfrei (norwegisch)	rostfrei. Die Knöpfe bestanden also aus einer nichtrostenden Metallmischung oder aus Horn, Werkstoff oder dergleichen
Signal (lateinisch)	ein aus der Entfernung sichtbares oder hörbares Zeichen, dessen Sinn dem Empfänger bekannt sein muß
Sirene (griechisch)	Gerät, mittels dessen weithin hörbare Heultöne hervorgebracht werden können
Soldier (englisch)	nach dem deutschen Wort „Soldat“, bedeutet eigentlich: einer, der für Geld (Sold) kämpft
Soziologie (lateinisch)	Erforscher der Sitten und Lebeweisen innerhalb einer menschlichen Gesellschaft
Topographie (gr.)	Beschreibung der Gestalt, der Form des Geländes
Tristaniten	die Einwohner der Insel Tristan
typisch (griechisch)	kennzeichnend in der Form
Vulcanus (lateinisch)	altrömischer Gott des Feuers im Erdinnern
Zoologie (lateinisch)	wissenschaftlicher Erforscher der Tierwelt

In alle Zonen und Erdteile führen dich die Bände der Serie G der VOLK UND WISSEN SAMMELBÜCHEREI. Die Schönheit aller Länder der Erde erschließt sich dir. Du kannst mit uns zum Nordpol und zu der einsamsten Insel des Atlantik reisen. Andere Bände zeigen dir die Südsee, das Innere Afrikas und den amerikanischen Kontinent. Sie machen dich mit deren Bewohnern und ihren Sitten und Gebräuchen bekannt.

Aber auch den Weltenraum, der unsere Erde umgibt, wirst du kennenlernen.

Hier ein Auszug aus
den Schriften der Serie

G LÄNDER, MEERE UND GESTIRNE

Eskimoleben

von Roald Amundsen. Aus „Die Nordwestpassage“

Durch die Inselwelt der Südsee

von Robert Louis Stevenson

Aus der „Beschreibung einer Südseereise“

Tristan da Cunha

von Erling Christoffersen

Aus dem Reise- und Forschungsbericht

Kanufahrt auf dem Orinoko

von Alexander von Humboldt. Aus „Reise in die äquatorialen Gebiete des neuen Kontinents 1799–1804“

... und drüben liegt Afrika

von Sofia Schreiber. Eine Reise durch das südliche Spanien

Filmfahrt durch ein Wildparadies

von Hans Schomburgk

... und dieses Pünktchen ist die Erde

von Herbert Pfaffe

Besuch bei den Sternforschern

von Edgar Mädlow

DIE GRUPPE I UMFASST FOLGENDE SERIEN:

A SEHEN — BILDEN — WERKEN

B MÄRCHEN, SAGEN u. GESCHICHTEN

C FAHRTEN UND ABENTEUER

D MENSCHEN UND TIERE

E SINGEN, HÖREN, MUSIZIEREN

F IM DIENSTE DER MENSCHHEIT

G LANDER, MEERE UND GESTIRNE

H AUS GUTEN BÜCHERN

I UNSERE SCHULE

K LEBENSSCHICKSALE

L BILDER UND BAUTEN

M AUSSPRACHE UND AUFBAU

N FÜR DIE GERECHTE SACHE

O DIE WELT DER ARBEIT

P DER VORHANG GEHT AUF

Q WELT- UND ZEITGESCHEHEN

R SPIEL, SPORT UND GESUNDHEIT

S WELTWEISHEIT

T UNSERE HEIMAT

U NOCH NICHT VERFÜGT

IN VORBEREITUNG:

GRUPPE II NATUR UND WISSEN

GRUPPE III TECHNIK UND VERSUCH

Weißt du, was diese Aufstellung hier rechts zu bedeuten hat?

Es ist die Aufstellung der 20 Serien, aus denen die Gruppe I der VOLK UND WISSEN SAMMELBUCHEREI besteht. Und weißt du, warum gerade eine Zeile durch weißen Druck auf schwarzem Grund hervorgehoben ist? Das ist die Flattermarke.

Ein Geheimnis? Nein! Aber erklärt muß es doch werden:

Jede einzelne Serie der VOLK UND WISSEN SAMMELBUCHEREI hat ihre Flattermarke, die auf jedem Band dieser Serie wiederkehrt. Wenn du nun alle Bände einer Serie auf deinem Bücherbrett schön nebeneinander stellst, dann kannst du sie mit einem Blick übersehen. Die Flattermarke ist nämlich auch auf dem Rücken des Buches erkennbar.

Das ist wirklich Ordnung leicht gemacht.